

**Zeitschrift:** Jurablätter : Monatsschrift für Heimat- und Volkskunde  
**Band:** 11 (1949)  
**Heft:** 1

**Artikel:** Jawort zum Jura : eine Chasseral-Besteigung innerlich betrachtet  
**Autor:** Hiltbrunner, Hermann  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-861751>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 16.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# *Jawort zum Jura*

*Eine Chasseral-Besteigung innerlich betrachtet*

Von Hermann Hiltbrunner

Es galt uns, die Persönlichkeit des Juras gründlich zu erfassen; wir wollten sein Wesen mit den Füßen erschreiten und seine Bewegung dadurch erleben, daß wir unsren Leib ihm gleichmachten, ihm gleichführten. Noch ergingen wir uns im westlichen Alpenvorland; aber der Jura sah zu uns herüber, und wir sahen ihm entgegen. Der Blick der Alpen brannte in unserm Rücken, ein leiser Ruf drang von hinten an unser Ohr — der Jura aber rief uns nicht an und sein Blick brannte nicht, flackerte nicht. Er war ruhig und uralt und von einer solchen Ferne und Abwesenheit, daß er uns, verglichen mit dem Blick der Alpen, beinahe erloschen erschien.

Mein Begleiter fragte mich, wie alt der Jura eigentlich sei, aber er glaubte mir nicht, als ich behauptete, er sei im Ganzen genommen gleich alt wie die Alpen. Wir unterhielten uns über ihn wie über einen Menschen, dessen alterloses Alter frei ist von Greisenhaftigkeit und dessen blickloser Blick innere Vollendung verrät. Dann fuhren wir dem Nichtentgegenkommenden entgegen. Erst war es, als flöhe er vor uns, als rückte er in dem Maße, wie wir uns ihm näherten, von uns ab; aber auf einmal, als wir neuerdings nach ihm sahen, stand er wie durch Zauberei dicht vor unsren Augen.

Wir begannen dort zu steigen, wo ein See seinen Fuß säumt und wo dieser Fuß selbst Reben trägt. Die Rebberge waren leer; aber um die Häuser herum roch es nach Gärung und nach Trebern. Der Nebel der vergangen Woche hatte die Trauben garkocht. Der junge Wein aus diesen Trauben — er wird noch lange das Dämmerlicht des Nebelmorgens spiegeln, ehe er, im Mittag seines Lebens, das Gold und den Glanz erreichen wird, zu dem sich die Herbstnebelmorgen dieser Gegend mittäglich läutern. Denn der Wein schlägt nicht aus der Art, er bleibt der Natur seines Standortes treu.

Wir stehen schon über dem Rebhang und überblicken das Durchmessene, ehe der Wald hinter uns zusammenschlägt. Obere Weingrenze, das ist untere Waldgrenze und Nebelgrenze zugleich. Also nicht der Mensch hat diese Grenzen gesetzt; aber er hat sich nach ihnen gerichtet und mit ihnen gerechnet. Vor allem ist es der Berg selbst, der hier Grenzen schuf. Er schuf sie durch seine Gestalt. Denn jetzt, da wir den Wald betreten, fühlen wir, wie unsere Rücken sich zu seinem Rücken beugen müssen. Steilheit ist Steinigkeit, und Wald steht, wo ihrerwegen nichts anderes gedeihen kann. Die Decken des Nebels aber benützen diese Stellung ins Steile als Lagerrand.

Wenn dann der Berg nach diesem mäßig steilen Schwung wie in einem ersten Aufatmen nach etwelcher Mühe sich flach hinlegt, ist es da nicht, als ob er ausruhen und tief Atem holen wollte? Denn sein Leib liegt ja nicht von Schmalseite zu Schmalseite längs seines Kammes, sondern krümmt sich von Breitseite zu Breitseite über den Bug seines Scheitels. Was wir tagtäglich als Rücken des Berges bezeichnen und als dessen Erstrecken bewundern, ist im Grunde die Breite seines Rückens von Schulter zu Schulter und die Breite seiner Brust. Darum muß der Mensch, wo der Berg zu stehen und seinen Rücken zu strecken sich anschickt, seinen eigenen beugen.

Nun aber liegt der Berg und ruht, und wir folgen seinem Beispiel, bis unser Atem das Maß und die Fülle des seinen erreicht hat. Dann gehen wir gereinigt herum auf dem leichtgewellten Weideland und streifen durch die Hecken und steigen über die Trockenmauern, welche die Äcker vor freigehendem Vieh schützen. Diese weissen Mäuerchen mit ihrem Strauchbestand erscheinen ganz und gar als ein Werk der Natur.

Eine leichte Dunstsee liegt über der tiefen Weite des Mittellandes. Unser Blick vermöchte diesen Schleier wohl zu durchschauen, aber wir heben ihn zu jenen, deren Blütenweiß verlockt und deren Blick bestrikt. Mein Begleiter verwendet das Wort Alpenkreis. Ich beherzige diese so ungeheuer richtige Bezeichnung und fülle sie mit höchstem Inhalt.

Dann überqueren wir jene Hochebene, deren Schönheit nach innen gewendet ist. Wir sehen sie einen zweiten Wald berühren und stehen abermals vor einer Grenze, von der man glauben könnte, der Mensch habe sie gezogen. Aber es brauchte beide dazu, den Berg und den Menschen. In kluger Übereinstimmung ward hier dem Berg gegeben, was des Berges ist und nahm sich der Mensch, was des Menschen ist. Die wenigen Dörfer bergen wenige Siedler, und die Ebene ist weit und groß genug, die Wenigen zu ernähren. Man brauchte nicht Äcker ins Steil- und Steinige zu legen: denn solch ein Boden ist des Waldes. Genau dort, wo der Berg sich seiner Ruhe begibt, dort, wo er aufzustehen und seinen Rücken wiederum zu heben beginnt — genau dort beginnt zum zweiten Mal der Wald.

Hier stehen wir still und überblicken abermals das Durchwanderte: Welch eine weitläufige, anmutig geschwungene Plattform! Sie ist einsam, die Menschen sind weit voneinander, sie verlieren sich in der Leere der Felder. Sie bedrängen sich nicht, sie haben Platz. Gegenüber dieser Stufenebene voll unbewußter Schönheit ist das Mittelland wie ein einziges Dorf oder wie eine selbstbewußte, aus vielen Quartieren zusammengesetzte Stadt. Die durchwanderte Ebene, endlich werden wir dessen inne, ist im Grunde ein Tal ohne Fluß und ohne jene Gebilde, die ein Fluß bewirkt: ohne ausgesprochene Ränder und ohne ausgesprochene Sohle. Sie ist nichts als eine weite Mulde, ein leeres Becken — leer von Dörfern und Wasser, meine ich. Jener aufgeworfene Saum am äußern Rand der Talebene übertragt den breiten Boden, sodaß dieser eine Senke bildet und zu zeichnen wäre wie ein nicht angespanntes Seil zwischen zwei Pfosten.

Ehe wir ins Wiederansteigende, ins Waldgebiet des zum zweiten Aufschwung ansetzenden Berges, eintreten, legen wir unsere Röcke ab. Es ist Ende Oktober, aber der Berg macht uns warm. Diese Vorbereitungen finden bei einem Granitblock statt. Wir nicken verständnisvoll. Ein Granitblock im Kalkgebiet — das ist kein Meer-, wohl aber ein Gletscherwunder. Jetzt begreifen wir auch das Sumpfland inmitten der Talsenke: dort hält eine Lehmschicht das Wasser zurück und verhindert sein Versickern.

Jetzt aber folgen unsere Füße dem abermals steiler werdenden Hang; der Rücken des Berges streckt sich und unsere Rücken biegen sich; Berg und Mensch unterliegen der gleichen Mühe. Die untere Waldgrenze ist lieblich gelockert; der Wald schwärmt aus in Gruppen und stößt wie auf ein launiges Kommando vor in das Weideland unter ihm, aus dessen Grün weisse Felsen uns anblicken: Inseln einer Steinwüste ohne Erdgeruch.

Die Welt ist stumm, der Wald ist still, die Buchen brennen aus dem Dunkel der Fichten und Tannen. Ja, sollte es den Berg nicht ebensoviel Schweiß und Keuchen gekostet haben, sich zu der ihm gesetzten Höhe emporzuschwingen, wie uns, die wir ihn ersteigen? Wir beugen uns tiefer zu ihm, da er steiler steigt; wir geben nicht nach, wir müssen auf seinem Scheitel stehen, ehe die Sonne gesunken ist; wir wollen, was der Berg schon Millionen Jahre erlebt, einmal doch, einmal noch erleben: den abendlichen Tod der Sonne und ihre morgendliche Wiedergeburt.

Und der Wald lichtet sich, die Buchen verlieren sich, die Tannen bleiben zurück, die Fichten sind heinahe Alleinherrcher hier oben, aber auch sie kostet es etwas: man erkennt, daß der Berg und der Himmel, der Wind und das Wetter es ihnen nicht leicht macht. Der dichte Bestand löst sich auf; in einzelnen Zungen reicht er hinauf in die Bergweide, oder auch: Bergweide dringt in wunderlichen Lappen hinab in den Wald. Die obere Waldgrenze ist erreicht, jetzt überschritten, der



Chasseral

Berg atmet schwer, und wir mit ihm; das Stehen fiel ihm schwer wie uns das Steigen. Aber nun bereitet sich sein Rücken vor zu einem letzten, entscheidenden Liegen. Erst jetzt sehen wir das Ziel über uns: das Berghaus dort und dort das Signal, das uns heute nicht menschliche Höhenmessung bedeutet, sondern innerster Fixpunkt, seelische Triangulation, geistige Ausrichtung im Hinblick auf die Welt und in der Inbrunst des Schauens.

Unser Fuß streift das Gras der Weide und geht weich, wie auf Teppichen. Dann und wann stößt eine Kalkrippe durch das Grün. Wir sehen nun den Rücken des Berges in seiner ganzen Breite. Solche Breiten gibt es in den Alpen nicht. Ein Gefühl von Ruhe und Friede und grosser Sicherheit geht aus von diesem breit-brüstigen Bergwesen.

Wir gehen jetzt dem Grat entlang. Wie ist das nun, ist dieser scharfe Kamm, unter dem der Berg zum ersten Male einen Absturz zeigt, das Ende seines Rückens? Der Grat hat keinen Gipfel, er läuft in geringem Auf und Ab ebenso lang hin, wie der Berg selbst breit ist. Der Berg hat kein Haupt, der Grat keine Fortsetzung, er bricht ab als Wand, der Berg ist gewissermaßen entthauptet, oder dann ist er nicht einem Wesen mit Haupt vergleichbar. So ist es wohl — wir kommen von den Alpen her und dort herrschen Gestalten vor, die Häupter aufrecht in den Himmel heben. Das ist etwas Menschenähnliches: dazustehen erhobenen

Leibes und erhobenen Hauptes. Aber sind wir die einzigen Wesen? Gibt es nicht Wesen ohne ausgeprägtes Haupt? Und wäre der Jura auch das Beispiel eines solchen Wesens!

Hier stehen wir nun und schauen die Gegebenheiten dieser Welt, die Geschenke dieser Welt. Wir haben einen heiligen Überblick gewonnen, die Einzelheiten verschwinden, das Wesentliche tritt hervor, ist da als Hochgebirge, uns gegenübergestellt im Herbstglanz des Himmels, und wir selbst sind ihm gegenübergestellt durch dieses Gebirge, das so ganz anders ist als jenes. Die Welt zwischen ihnen ruht unter einer Dunsthülle, das Hügelland ist ausgeebnet und verwirrt uns nicht. Nein, nichts verwirrt uns; in diesem vereinfachenden Licht und Blick ist alles klar. Nicht klar in seiner Geschichte und Entstehung; aber wenn wir ein Wesen betrachten, so fragen wir uns nur dann nach seiner Geschichte und Entstehung, wenn es selbst uns nicht klar ist.

Wir stehen uns gegenüber und messen uns freundschaftlich — wir, das heißt, der Jura und wir beiden, die wir seines Wesens geworden sind — wir messen uns mit den Alpen. Dort ragt Gestalt bei Gestalt, ausgeprägte Form neben anders ausgesetzter Form, bestimmtes Wesen neben anders bestimmtem, vom ersten unterscheidbaren Wesen. Dort thronen die Fürstengeschlechter und Kaiserhäuser hoch über gewöhnlichem Volk, dort ist der Einzelne ein vollendetes Individuum geworden und ist gezeichnet durch seine Individualität, einsam durch seine Individualität. Dort ist Bewegung von unten nach oben, von der Erde zum Himmel, Aktivität im Sinne der Senkrechten, ja, solch eine Aktivität, daß sie uns als Erhebung der Titanen unter sich erscheint, als stille Revolution Jedes gegen Jeden, eine Empörung vielleicht gegen den einsam machenden Individualismus, leidenschaftliche Ausbrüche wessen wohl — unserer Mutter Erde selbst? Ja, wir sehen deutlich den Rand der Erde und die Dunstschicht bezeichnet ihn uns: wie die Protuberanzen, die ungeheuren Sonnenfakeln am Rande unserer Sonne, so bricht das Alpengebirge aus dem Innern der Erde, Feuersäulen aus Eis, Flammen aus Stein, lodernde Zungen und flackernder Herd.

Wie anders sind wir heute und hier! Wir sehen mit dem Gleichmut des höhern Alters auf jene Glut der Erhebung, auf alle jene Zuckungen eines ungeheuer wollenden Wesens. Denn wir sind die Ruhe, wir sind das Unisono, wir ragen nicht mehr auf und hervor, wir fügen uns der Gesamtheit und haben das Persönliche dem Sachlichen untergeordnet. Wir haben das Maß und die Mitte erreicht, und unser Wollen geht nicht über unser Vermögen hinaus. Wir erinnern uns wohl noch des Titanischen und des Aufschreis und der wilden Empörung, aber das alles liegt tief unter unserer jetzigen Form. Es ist eingeschlossen und wirkt auf seine Weise und heimlich. Wir sind kein hinausgeschleuderter Raum, nicht Aufsturz und Ausbruch ins Unendliche, der unter der Berührung des ewigen

Himmels qualvoll zurück sinkt und sich seiner Endlichkeit bewußt wird. Wir ruhen und warten und leben im Frieden mit Gott und Welt, daher ist unsere Stille groß und unsere Begrenzung unendlich. Wir sind kein Raum mehr — unser Raum ist zu Zeit geworden. Zeit aber, das ist ein begrenztes Stück der Unendlichkeit, in der irdischer Raum und irdische Zeit Eines sind . . .

Nein, wir sehen keine Abgrenzung auf keiner Seite. Wir verlaufen, ja, wir bewegen uns, wenn auch nicht so, wie alle Welt meint. Wir bewegen uns quer zu unserm Erstrecken, senkrecht zu unserm Verlauf, bewegen uns gegen Nordwesten, dorthin, wo die Sommersonne untergeht. Und wenn wir auch keine wohltätige Abgrenzung sehen, so verlaufen wir doch nicht im Sande, sondern immer nur in uns selbst, so wie wir auch in uns selbst ruhen und in uns selbst sinken. Denn wir haben längst entdeckt, daß wir nicht allein sind, daß wir in Gesellschaft sind und in geschlossenem Zusammenhang mit Gleichgeartetem . . . Ein Linienregiment ist auf dem Marsch; wir sehen weder Flügel noch Flanken, sehen weder Anfang noch Ende dessen, was durch Schub und Hub von der Erde erzeugt und aus ihr gemacht ist. Aber die Ketten sehen wir und die Glieder der einzelnen Kette, Kette hinter Kette, Kolonne hinter Kolonne, und sie marschieren und werden kleiner und kleiner in der Ferne, bis Frankreichs Ebenen sie aufnehmen und auflösen — — —

Ja, wie lange stehen wir schon hier oben? Ist die Zeit erloschen oder zu Raum geworden? Ein kalter Wind streicht über den Kamm, und die Kälte macht uns wieder zu dem, was wir sind. Wir sind aus Fleisch und Blut; unsere Daseinsform befindet sich nicht mehr im gleichen Zustand, wie die des Berges; unser Gebein ist in Fleisch gebettet, besteht nicht aus Stein, überzogen von einer dünnen Humushaut. Wir raffen uns auf und treten im Gehen wieder ein in die Dimensionen des ausgesprochen Menschlichen.

Wir bergen uns im Berghaus, aber unser Schlaf ist leicht. Die Nacht weckt uns von Zeit zu Zeit; der Mond weckt uns und die übermächtige Stille. Herr des Himmels, Welch eine Stille! Wir liegen unterm Fenster und lauschen der Stille, sie ist so anders als auf dem Gebirge, sie ist absolut und nicht ekstatisch. Im Hochgebirge wird die Stille durch Wasserrauschen unterbrochen, durch Steinschlag und Lawinen und Krachen im Gletscher zu höchster Inbrunst gesteigert. Hier aber rinnt kein Wasser, kein Stein fällt, kein Wald rauscht — es ist die gleichförmige, ununterbrochene, die sachliche Stille des Weltalls.

Zwei Stunden später. Der Mond beglänzt das dichtgewordene Nebelmeer. Von seinem Licht sendet das Hochgebirge einen schwachen Widerschein zu uns. Er steht hoch, und die Sterne haben keine Kraft. Die anhaltende Stille ist wahrhaft erschütternd . . . Nach abermals zwei Stunden hören wir eine Stimme aus der Nacht. Es ist ein erregender Ruf, ein Ton aus Holz und Wind, hoch und

schwingend — ein Waldkauz drunten im Gehölz. Dieser Laut bringt uns die abgründige Stille immer von neuem zum Bewußtsein.

Mein Begleiter schläft. Ich schleiche zum Fenster. Ein fernes Rauschen wird vernehmlich. Der Mondwind hat zu wehen begonnen, und unter seinem gleichförmigen Bogenstrich singt der Wald unter uns. Ich sehe den Wald nicht, da er ja den steileren Teil des Hangs bekleidet, aber das leise Brausen sagt mir, daß er da ist.

Endlich beginnt es zu tagen. Eine blumenhafte Röte steigt auf. Die Blume der Frühe aber, sie hat kein langes Leben, sie wird gelb, dann blaß, dann erlischt sie vor dem kalten Grün des Äthers. Der Wind hat zugenommen, ein Draht am Hause fängt an zu singen und das ganze Haus schwingt mit.

Ich schreite aus und will die Höhe des Signals erreichen, ehe sie kommt, sie, auf welche die ganze Erde wartet, auf die vielleicht die ganze Welt wartet. Der Mond steht immer noch hoch; im mächtig aufbrandenden Gegenlicht wandelt sich seine milde Farbe in ein fast stechendes, grellgrünliches Weiß.

Ich stehe am Ziel und bin Zeuge der letzten Vorbereitungen der großen Wiedergeburt. Ein blendender Schein steigt auf hinter urfernem Gebirge, so fern, daß es die Linie des Nebelmeers kaum überragt. Jetzt blitzt der erste Strahl auf — lautlose Musik ertönt auf allen Bergen. Und die Sonne beginnt ihren Weg mit Goldgesang.

Der Wind ist steif und hart. Auf der Ebene, die wir gestern durchschritten haben, liegt Reif. Hier oben hat der Wind ihn verhindert. Aber die Wasserpützen des Weges sind gefroren, die Schneeflecken, die wir gestern umgingen, tragen mein Gewicht. Der Blick des Mondes wird wieder milder. Die Alpen schimmern, und die wandernden Scharen des Jura leuchten. Die Sonne möchte wärmen, aber der Wind vereitelt es. Ich beuge mich seiner Allmacht und schreite aus . . .

Es ist ein glanzgeborener Vormittag. Jedesmal, wenn wir wieder nach den Alpen sehen, blicken wir zu tief — jedesmal scheinen sie noch höher gewachsen zu sein. Wir stehen wie auf einem Berg am Meer, und jenseits der großen Bucht schimmert die Küste der Ewigkeit. Aus dem Meer erhebt sie sich; aus dem gleichen Meer erhebt sich auch der, der uns trägt. Und jetzt ist auf einmal ein neues Bild gegeben: der Berg, auf dem wir stehen, ist eine Welle wenn nicht dieses, so doch irgend eines Meeres, und alle gleichgerichteten, linienhaft ausgerichteten, kolonnenhaft hintereinanderliegenden Berge sind Wellen eines Meeres, Dünungen vielleicht jenes Meeres, in dem der Stein, aus dem sich alle aufbauen, gebildet und geboren wurde. Ja, auslaufende Dünungen, welche die Alpen während ihres großen Aufruhrs erzeugten.

Wir gelangen auf die Schattenseite des Berges und sehen über uns seinen Kamm als senkrecht abfallende Mauer. Die Welle war wohl im Begriffe, sich zu über-

schlagen? Die Welle brandete wohl an sich selber oder an vorangegangenen Wellen, die nicht schnell genug davoneilten? Wie es auch sei, sie brach ab; das Gewölbe der Welle brach auf im großen Wasserwerk der Verwitterung. Wir erreichen den Kamm, den zackigen Kamm des Berges, an dem die Winde sich zerschlitzen und mit dem Fels zusammen einen Ton erzeugen, als würden Messer am Schleifstein geschärft.

Wir durchqueren das hochliegende Flankental. Auch es ist dem Berg gleichgerichtet. Der Parallelismus der Ketten, der Wellen wird nicht gestört, auch nicht, wenn sie sich überschieben und eine höhere Welle auf eine niedrigere zu liegen kommt oder im aufgebrochenen Gewölbe selbst wieder ein Berg erscheint — als Welle in der Welle und vollendetes Abbild der großen.

Das Nah-Bild der Landschaft verrät Wasserarmut. Seltsam ist dies: all dieser wasergeborene Stein hält kein Wasser; er hält es nicht, es entrinnt ihm, es durchdringt ihn — wie damals schon, als er noch in der Tiefe des Meeres ruhte. Aber alles an diesem Gebirge verrät noch die Entstehung im Wasser. Selbst die vielen Dolinen, die Schlucklöcher, durch die der Berg sich senkrecht entwässert, erscheinen wie Wirbel im Wasser. Wie verstehen wir diesen Widerspruch? Das Gebirge hat Wassernatur, aber kein Wasser!

Wir suchen die Spuren der Verwitterung und finden sie nicht. Wo ist das Blockmeer, die Schutthalde, die grosse Unordnung der Alpen? Nirgends. Der Jura ist geordnet und aufgeräumt. Er verbirgt die Spuren seines Schicksals. Das ist höchste Vornehmheit, erreicht durch Weichheit, erreicht durch Kampflosigkeit und Nicht-Widerstreben.

Und so lernen wir im Wandern, so reifen wir im Gehen. Und wandernd und gehend, schauend und lernend erreichen wir das grosse Wellental jenseits des Berges. Und unsere Seelen sind voll von Musik.